

Auch junge Leoparden haben Flecken

**Unverkäufliches  
Leseexemplar**

© ueberreuter



1. Auflage 2022

© Ueberreuter Verlag GmbH, Berlin 2022

ISBN 978-3-7641-7121-6

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Übereinstimmungen und Ähnlichkeiten mit lebenden Personen oder  
Familien sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Lektorat: Angela Iacenda

Umschlaggestaltung: Suse Kopp, Buchgestaltung  
unter Verwendung eines Bildes von Angelina Bambina / iStock

Druck und Bindung: CPI books GmbH

Gedruckt auf Papier aus geprüfter nachhaltiger Forstwirtschaft.

[www.ueberreuter.de](http://www.ueberreuter.de)

Andreas Brettschneider

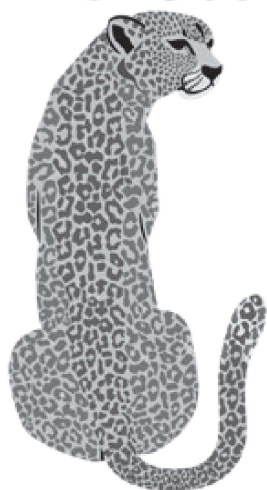
Auch  
junge  
Leoparden

haben

Flecken

Unverkäufliches  
Leseexemplar

© ueberreuter



ueberreuter



# | Das dritte Schiff

Nur zwei Schiffe lagen heute vor der Küste. Gestrandet und unbeweglich ruhten sie genau dort, wo doch seit Jahren drei Schiffe gelegen hatten: Im Süden von Hafun, dort, wo der Wolf sein Maul hatte, wie man bei uns sagte. Ich lebte an der Küste einer kleinen Insel im Norden Somalias. Und unsere Insel sah auf einer Karte eben wie der Kopf eines Wolfes aus. Sein Blick war auf das Festland gerichtet und die Alten behaupteten, dass er mit Sorge auf unser Land schaute. Jeden Tag ging ich auf dem Weg zur Schule diesen Strand entlang. Die Sandalen trug ich immer in der Hand, um den heißen Sand unter meinen Füßen zwischen den Zehen zu zerdrücken. Dann ging es über eine Sandbrücke, den Tombolo, zum Festland. Und an jedem dieser Tage sah ich diese großen, verrosteten Schiffe, die meine Schwester Amina und ich »die drei großen Toten« getauft hatten. Denn sie waren verlassen und leblos, und sie waren ganz sicher genauso tot dort angespült worden wie alles andere, was bei uns seit Jahren an Land kam: Halbe Fische, Seeschildkröten und alles andere, was die Hochseefischer nicht brauchen konnten.

»Was sie in Europa nicht brauchen können«, ergänzte Vater immer. Dabei waren es nicht nur Italiener oder Griechen oder

was weiß ich, die mit ihren riesigen Industrieschiffen dafür gesorgt hatten, dass es für die Fischer aus unserem Dorf in der See nichts mehr zu holen gab. Aber für Vater waren das alles die Europäer. Einmal hatte ich ganz weit draußen auf dem Meer so einen Kutter gesehen, das war vor ungefähr fünf Jahren, als mein großer Bruder Aayan noch bei uns war. Er hatte auf den Horizont gezeigt und gesagt: »Schau, Geedi, die holen unsere Zukunft aus dem Meer.« Lebendige Fische wurden bei uns in Hafun schon seit Ewigkeiten nur noch selten gefangen. »Verkaufe dein Boot und werde Fischer«, hieß es bei uns. Dann konntest du den Strand nach dem absuchen, was das Meer wieder auswarf und noch genießbar war. »Wir fressen ihre Reste. Wie die Hunde«, sagte Vater, wenn wir auf der kleinen Steinmauer vor unserem Haus saßen und sehen konnten, wie die Frauen und Kinder mit Körben die Bucht auf und ab gingen. Dabei biss er sich auf die Lippen und rauchte dann still seine Zigarette. Die drei großen Toten – sie hatten jetzt vier Jahre lang rostig vor unserer Bucht gelegen. Und nun war einer von ihnen einfach fort: Der mit dem blauen Rumpf, der zwischen dem grauen und dem roten gelegen hatte. Wie konnte das gehen?

»Der blaue Tote ist weg!«, rief ich, als ich auf unser Haus zugelaufen kam. »Amina! Komm, das musst du sehen! Der blaue Tote ist verschwunden!« Amina sprang sofort aus dem Haus. Ich warf meine Tasche auf die Erde, als meine Schwester mich im Laufen gleich an der linken Hand fasste und mit sich riss – sie wollte sofort hinunter zum Strand, um zu sehen, ob es wirklich wahr sein konnte.

»Halt! Jetzt wird erst gegessen«, rief uns Mutter hinterher, also blieben wir stehen und drehten uns enttäuscht zu ihr um.

»Aber Mutter, der blaue Tote ist verschwunden«, riefen wir beinahe gleichzeitig. Mutter verstand nicht und sagte: »Der ist nach dem Essen noch genauso verschwunden. Kommt jetzt erst einmal rein und esst.«

Widerwillig folgten wir ihr ins Haus, setzten uns in der Küche an den Tisch und schaufelten das Baasto in uns hinein, als gäbe es kein Morgen. Ich liebte diese Spaghetti. Mutter machte das beste Baasto in ganz Hafun. Normalerweise konnte ich schon vom Strand aus die Gewürze riechen, den Koriander und den Kreuzkümmel, und ich lief schneller und schneller. Dabei hoffte ich immer, dass wenigstens drei Stücke Fleisch in der Soße sein würden und konnte es nie erwarten, endlich zu Hause zu sein. Doch heute war es mir egal. Es musste schnell gehen mit dem Essen, damit wir nur bald wieder loslaufen und die Stelle anschauen konnten, an welcher der große, blaue Tote jetzt nicht mehr war.

»Wer ist verschwunden?«, fragte Vater, der nun in der Tür stand, und Mutter ermahnte uns streng: »Das ist kein Grund, das Essen so herunterzuschlingen!«

»Der blaue, große Tote«, murmelte ich mit vollem Mund, und Mutter ermahnte mich wieder: »Iss nicht mit vollem Mund!«

Wir lachten alle, sodass uns das Essen aus dem Gesicht fiel. Das passierte Mutter immer, wenn sie sich bemühte, eine strenge Mutter zu sein. Und wenn sie dabei scheiterte. Sie war selten streng und scheiterte oft, wenn sie es doch versuchte. Dabei wollte sie es nur den anderen Müttern in Ha-

fun gleich tun. Und diese wollten es ihr gleich tun. Auf dem Markt konnte man ihnen zuhören, wenn sie sich gegenseitig erklärten, wie es zu Hause mit den Kindern zugeht: Eine war strenger als die andere. Ich war fest davon überzeugt, dass keine der anderen Mütter wirklich strenger gewesen wäre als meine. Sie redeten es sich ein, ein richtiger Wettbewerb war das, doch am Abend zu Hause scheiterten sie ganz sicher alle genauso wie meine liebe Mutter. Ihr Name war Kilala. Das bedeutete »eins mit den Katzen«, und genau so wäre sie auch gerne gewesen. Unabhängig wollte sie sein und eigensinnig. Einmal hatte sie zwei Tage lang nicht mit Vater gesprochen. Sie hatte sich wieder einmal grundlos wegen etwas Sorgen gemacht und Vater sagte dann zu ihr: »Kilala! Den völlig falschen Namen haben deine Eltern dir gegeben – ›eins mit den Schafen‹, das wäre besser gewesen.« Mutter schmolte und Vater lachte ihr Schmolzen einfach so lange weg, bis es ganz verschwunden war. Länger als diese zwei Tage hatte sie es noch nie ausgehalten – meist konnte sie sich schon nach wenigen Stunden nicht mehr gegen Vaters Gutmütigkeit wehren. Denn eigentlich war sie selbst gutmütig, auch wenn sie oft so streng tat. Sie liebte meinen Vater, und Vater liebte sie. So einfach war das.

Wir lachten und aßen weiter, während Mutter schmolte. Schließlich fragte Vater noch einmal: »Wer ist jetzt verschwunden?«

»Der große, blaue Tote«, sagte Amina laut, so als wäre Vater nicht ganz bei der Sache, weil doch eigentlich völlig klar war, was wir gemeint hatten. Sie musste es einfach noch einmal



und lauter sagen, damit er endlich verstand. Und Vater verstand.

»Der große, blaue Tote also ...«, sagte er. Plötzlich war er ganz still. Er ging zum Fenster und versuchte, in der Bucht etwas zu erkennen. Wir schauten ihn an, wie er nachdenklich aus dem Fenster auf die Küste starrte. Eine ganze Weile stand er so da, dann drehte er sich zu uns herum, schaute erst Amina und mich an, dann Mutter, und schließlich sagte er: »Er war das. Er hat das getan.«

»Wer war was?«, fragte ich mit vollem Mund, doch Mutter schaute nur leise in den Himmel, und auch Vater blieb stumm. Ich schaute Amina an, aber auch sie verstand nicht, was hier vor sich ging.

»Geht schon, ihr zwei«, sagte Vater schließlich, »es ist aufgegessen.«

Ich nahm Amina an die Hand und wir liefen hinunter zur Küste, um uns die zwei großen Toten und den fehlenden dritten anzuschauen. Wir rannten und schwenkten unsere Arme, wir stolperten über unsere eigenen Füße aus dem Ort hinaus, vorbei an den grünen Sträuchern und dann über den Sand. Als wir schließlich am Strand standen, breitbeinig, die Füße in den Sand gestemmt, und ungläubig das graue und das rote Schiff anstarrten, hatte auch ich plötzlich das schlechte Gefühl unserer Eltern. Hier war etwas nicht in Ordnung. Der fehlende große Tote hatte etwas zu bedeuten. Nur was war das?

Es waren wenigstens zweihundert Meter ins Meer hinein bis zu der Sandbank, an der die Schiffe lagen, und trotzdem hätte

ich jedes von ihnen bis ins kleinste Detail beschreiben können, nachdem ich sie schon so lange und so oft angeschaut hatte. Wenn ich die Augen beinahe ganz schloss, war auch das fehlende Schiff wieder da. Zwischen den beiden anderen konnte ich es sehen: Die hellblaue Farbe des Rumpfes, die rot-braunen Roststreifen, die von oben nach unten liefen und die wie ein kleines, umgedrehtes Gebirge aussahen, mit spitzen Gipfeln, die nach unten zeigten. Am hinteren Teil hatte das Schiff einen Aufbau, das Führerhaus, in dem der Steuerermann gestanden haben musste. Braun lackiertes Metall, ein weißes Dach. Auf den Seiten am Bug stand in Weiß der Name des Schiffes: Yusra. Das bedeutete »Erfolg«. Traurig hatte ich den Namen immer schon gefunden, ich meine, für ein gestrandetes Schiff, das über Jahre in der Sonne und der Gischt verrotten sollte. Wie war es überhaupt hierhergekommen? Ich konnte mich nicht erinnern. Irgendwann waren es eben drei Schiffe gewesen. Und heute waren es wieder nur zwei. Vielleicht war es ja jetzt irgendwo auf dem Meer und suchte genau den Erfolg, den sein Name ihm versprochen hatte.

»Meinst du, es war Aayan?«, fragte Amina plötzlich.

»Was? Das mit dem großen Toten? Nein, Aayan ist schon lange fort«, sagte ich, »er ist zu den Piraten gegangen, und wahrscheinlich ist er tot.«

»Sag das nicht!« Amina schaute mich böse an.

»Na, aber sonst hätten wir doch irgendwann einmal etwas von ihm gehört. Aber es gab nichts, Amina, nicht einmal Gerüchte. Vergiss Aayan«, sagte ich.

»Aber das dritte Schiff«, erwiderte Amina, »das war auch schon tot. Und jetzt ist es wieder auf hoher See.«

»Wer weiß«, sagte ich, »vielleicht treibt es auch nur auf dem Meer und weiß nicht, wohin es soll.«

»Dann ist es doch trotzdem nicht tot.« Amina gab nicht nach. »Oder weißt du, wohin du sollst?«

»Ich weiß nicht«, sagte ich.

»Eben. Und doch lebst du.«

Meine kluge, kleine Schwester, dachte ich. Manchmal fand ich es ungerecht, dass meine Eltern sich die Schule nur für einen von uns beiden leisten konnten, und dass die Wahl ausgerechnet auf mich gefallen war. Sie war so schlau, und doch ging ich in die Schule, während sie bei den Vorbereitungen für die großen Feste helfen musste, die Mutter für die Großen und Wichtigen des Majerteen-Clans regelmäßig veranstaltete. Die hatten hier das Sagen, also brachten uns die Feste Geld – für das größte Haus in Hafun, für Kleidung, Nahrung und für meine Schule. Ich hatte einfach Glück: Das Glück, als Junge geboren worden zu sein. Ich hätte dumm wie ein Bündel Khat sein können oder sogar so dumm wie einer, der schon jahrelang auf diesem Zeug herumgekaut und jetzt ein Hirn so groß wie eine Dattel hatte. Trotzdem wäre ich in die Schule gegangen und Amina hätte Mutter geholfen. Gut, es war unsere Tradition. Die war wichtig, das sah ich ja ein. Und doch fand ich es manchmal nicht gerecht. Außerdem wäre ich auch gern zusammen mit Amina den Strand entlang über den Tombolo zur Schule gegangen.

»Geedi, du bist mit dem Kopf wieder in den Wolken«, sagte Amina jetzt und schaute mich an.

»Es tut mir leid«, sagte ich und sah, wie sie mich anlächelte.

Sie war schon immer viel zufriedener mit der Welt gewesen, als ich es war. Wir schauten wieder auf das Meer hinaus, und Amina fragte: »Meinst du, mit einem Fernglas könnten wir den Blauen noch irgendwo sehen?«

»Nein«, sagte ich, »ich glaube nicht. Der Blaue ist weg.«

»*Er hat das getan ...*«, wiederholte Amina Vaters Worte und überlegte. »Wen hat er sonst damit gemeint, wenn nicht Aayan?«

»Ich weiß es nicht, und er wird es uns ganz sicher nicht sagen.«

»Komm, wir gehen wieder heim«, sagte Amina nach einer Weile, »ich muss für Mutter zum Markt gehen, und du hast doch sicher noch Hausaufgaben zu machen.«

»Die könntest du viel besser als ich.«

»Natürlich!«, lachte sie und boxte mir auf die Schulter, »aber du kannst sie auch.«

Am Abend saß Vater auf der kleinen Steinmauer vor unserem Haus. Er rauchte und starrte noch immer in die Dämmerung auf das Meer. Wir saßen oft zusammen dort und ich erzählte ihm von meinem Tag. Heute setzte ich mich zu ihm und wartete ab, ob er vielleicht etwas sagen wollte. Doch er sprach kein Wort, also saßen wir lange so da und schauten gemeinsam auf die See. ›*Er war das.*‹ Ich erinnerte mich wieder an seine Worte und fragte mich, ob Amina wohl recht hatte. Hatte Aayan wirklich etwas mit dem Verschwinden des blauen Toten zu tun?

»Warum werden so viele von uns Piraten?«, fragte ich Vater schließlich, auch wenn ich ahnte, dass er mir wieder das

sagen würde, was er immer zu sagen hatte, wenn es um die Piraten ging, denn er verachtete die Piraten: Wir hätten es doch verhältnismäßig gut hier in Puntland, würde er sagen, im Vergleich zu dem Wahnsinn, der im Süden Somalias vor sich ging. Denn wir waren hier recht sicher, die Soldaten der Al-Shabaab-Rebellen hatten hier nichts zu suchen. Und wenn man sich genug bemühte, konnte man auch hier etwas erreichen und das Land verändern, würde er sagen. Und dass es gar nicht mutig war, Pirat zu werden, dass Piraten Feiglinge waren, die sich für ein paar lumpige Dollar um die Verantwortung für ihr Land drückten. All das würde er mir wieder einmal erklären. Am Schluss würde er, wie immer, meine Hände nehmen, mir tief in die Augen schauen und sagen: »Versprich mir, dass du niemals ... niemals zu den Piraten gehst. Du musst es versprechen!« Und ich nickte stumm. Damit hatte ich jetzt wieder zu rechnen. Ich bereute die Frage schon, als ich sie stellte.

Doch dann schaute er mich mit großen, traurigen Augen an und sagte: »Wir vermissen Aayan so unglaublich, Mutter und ich.« Dabei wischte er sich durch das Gesicht, dann legte er die Hand auf meine Schulter: »Weißt du? Ein halbes Jahr nachdem er zu den Piraten gegangen war, tauchte plötzlich dieses blaue Mutterschiff vor unserer Küste auf. Nichts hatten wir von ihm in diesem halben Jahr gehört. Mutter betete, dass es sein Werk war, dass er lebte und dass er bald zurückkehren würde. Doch das erste Jahr verging, und auch das zweite, so wie all die Jahre vergingen. Ich sollte dir das alles gar nicht sagen, damit du nicht, genauso wie Mutter und ich, der falschen Hoffnung folgst, Aayan könnte noch leben. Aber als ich

heute mit eigenen Augen sehen konnte, dass das blaue Schiff verschwunden war, da wusste ich: Dein Bruder lebt. Ich weiß, es ist eine Träumerei – ein Schiff ist verschwunden, das ist alles. Aber so, wie ich weiß, dass Allah existiert, so sicher wusste ich auch in diesem Moment, dass Aayan zurückkommt.« Er wischte sich wieder mit der Hand durch sein Gesicht.

»Aber warum weinst du dann, Aabaha?«

»Weil ich glücklich bin. Und unglücklich.«

»Wie geht das?«

»Ich bin glücklich, weil das Gefühl so wunderbar ist und weil ich mir so sicher bin. Und unglücklich bin ich, weil ich weiß: So sicher darf ich mir gar nicht sein.«

Ich sah ihn fragend an.

»Weil es uns umbringen würde, Mutter und mich, wenn es wieder eine verlorene Hoffnung wäre.«

Ich umarmte ihn und hielt ihn lange fest, bevor ich in mein Zimmer ging. Vater verachtete die Piraten nicht. Außerdem wusste er genau, dass es nicht nur um ein paar lumpige Dollar ging. Hunderttausende von Dollar konnte ein Pirat verdienen, wenn er gut war, so erzählte man sich. So wie der legendäre Nidar. Er war der größte Pirat aller Zeiten, so hieß es. Über zwanzig Frachter hatte er schon gekapert. Dabei hatte er nicht einen Menschen getötet, und auch Geiseln hatte er nie genommen, so wie es viele andere taten, weil das Lösegeld viel mehr einbrachte als nur die Beute. Nein, Nidar war ein Ehrenmann, und bislang war es niemandem gelungen, ihn zu fangen. Er war wie ein Gespenst, daher nannten sie ihn auch den *Geist von Aden*, und die Leute sagten, er wäre sogar noch größer als damals in Europa Henry Morgan. Der war eine

Legende, von der man sich selbst bei uns hier in Puntland noch heute erzählte. Nein, Vater hasste die Piraten nicht. Das dachte er sich alles aus, denn er vermisste Aayan so sehr. Und mir fehlte er auch.

**Unverkäufliches  
Leseexemplar**

© ueberreuter

## 2

# Über alles, was du siehst, denke nach

Eine Woche war nun vergangen, seitdem das blaue Schiff verschwunden war, doch Aayan kam nicht. Vater hatte seit dem Abend auf der Steinmauer kein Wort mehr gesprochen. Und Mutter? Sie weinte die ganze Nacht hindurch, und tagsüber bereitete sie wie ein Uhrwerk das Essen zu. Sie hielt das Haus sauber, versorgte die Tiere. Aber leblos war sie – Kummer und Arbeit, sonst war nichts mehr. Ich dachte daran, wie es war, als Aayan plötzlich verschwunden war. Ich war ja gerade einmal elf Jahre alt gewesen, doch ich erinnerte mich noch genau: Den einen Abend ging ich schlafen, so wie immer. Es war ein schöner Tag gewesen. Aayan war am Abend sogar ein wenig mit Amina und mir auf der Straße gewesen, wir hatten Ball gespielt. Das tat Aayan sonst nie, denn er durfte schon mit den Männern aus Hafun zusammensitzen. Sie diskutierten viel und tranken Tee. Doch an diesem Abend spielte er mit uns. Er war wieder mein großer Bruder, so wie früher. Überglücklich ging ich schlafen, und am Morgen war er einfach fort. Ich konnte es nicht begreifen und niemand wollte es mir erklären: Wie konnte er einfach so verschwinden? Wie konnte er plötzlich nicht mehr da sein, wo er doch gestern



noch gelacht hatte, als ich ihm den Ball abnahm? Damals war es wochenlang genau dasselbe gewesen wie heute. Mutter weinte in der Nacht, Vater schwieg. Und ich – ich vermisste ihn jetzt auch wieder genauso schlimm wie an dem Morgen, an dem ich in das Wohnzimmer kam und er nicht dort saß, wo er sonst immer gesessen hatte.

Darum war ich froh, heute in die Schule gehen zu können, weil ich wenigstens ein paar Stunden am Tag abgelenkt war. Ich musste Mutter und Vater nicht dabei zusehen, wie sie litten, auch wenn das bedeutete, dass ich Amina damit allein ließ.

Auf dem Rückweg von der Schule legte ich meine Tasche auf einen Felsen am Meer. Ich mochte noch nicht heimgehen, also setzte ich mich in den Sand und schloss die Augen beinahe ganz: Die drei großen Toten konnte ich jetzt wieder verschwommen im flackernden Sonnenlicht sehen, das Meer war eine ganz ruhige, riesige und türkis-blaue Masse hinter dem schimmernden weißen Sand. Der Wind kam von der See, wehte die salzige, kühle Luft durch mein Gesicht, durch meine Haare.

Da bewegte sich etwas auf der Yusra. Nur kurz. Es war etwas Weißes, das für einen kleinen Moment hinter dem braunen Führerhaus hervorschaute und dann wieder verschwand. Konnte das sein? Ich kniff die Augen noch ein bisschen weiter zusammen, und dann noch ein bisschen ...

Plötzlich stand ich mit den Füßen im Wasser.

»Ich habe einen! Hier, schau!«, rief ich nach hinten, und da stand Aayan und riss stolz die Arme in die Luft, bevor er

zu mir hergelaufen kam. Wir legten den Fisch in einen Eimer, und Aayan drückte mich mit dem rechten Arm an sich. Mit der linken Hand wühlte er durch meine Haare und sagte: »Gut gemacht, großer Mann, dein erster Fisch!« Sein Hemd strahlte hell in der Sonne und er lachte laut. Wir lachten beide und hielten den Eimer wie einen Pokal in die Luft. Dann lief ich, so schnell ich konnte, nach Hause, um Mutter davon zu berichten, während Aayan mir folgte und den Eimer mit meinem ersten Fang trug. Er war sicher bei ihm, darüber musste ich mir keine Sorgen machen. Auf halbem Weg zu unserem Haus blieb ich jedoch stehen und drehte mich um: Aayan war verschwunden. Auch der Eimer war fort.

»Komm zurück, Aayan! Wo bist du?«, rief ich, als ich wieder aufwachte. Ich sah mich um, doch da war niemand. Damals, als Aayan noch bei uns gelebt hatte, war es fast genauso passiert wie jetzt in meinem kurzen Traum: Ich hatte einen Fisch gefangen und wir waren nach Hause gelaufen. Nur folgte mein Bruder mir bis nach Hause und zeigte Mutter stolz meinen ersten Fisch, den wir am Abend über der Feuerstelle garten. Damals hatten wir keine Hemden getragen, nur T-Shirts mit großen Löchern darin. Doch wir waren an den Strand gegangen, wie wir es oft getan hatten. Mein erster Fang war das, und mein großer Bruder war stolz auf mich gewesen. Jetzt war der Strand menschenleer. Nur Sand und Plastikmüll, ein altes Fass, das schon halb im Sand versunken war, und Wellen, die kurz aus dem Meer kamen und sich wieder dorthin zurückzogen. Auch die Yusra war verschwunden. Ich schaute wieder hin, schloss die Augen halb, bis ich sie wieder sehen konnte.

Doch so sehr ich mich auch konzentrierte, da war niemand. Gar nichts bewegte sich auf dem Schiff, da brauchte ich mir nichts vorzumachen. Und selbst das Schiff stellte ich mir ja nur vor. Doch ich war sicher, dort jemanden gesehen zu haben. Ich war ganz sicher, Aayan dort gesehen zu haben, so sicher wie ... na ja ... wie Vater sich vor drei Tagen sicher gewesen war, dass mein Bruder zurückkommen würde. Ich stand auf, klopfte mir den Sand aus den Kleidern und hängte mir meine Schultasche um. Langsam ging ich weiter, blickte aber immer wieder zurück zur Yusra und kniff die Augen zusammen. Vielleicht war Aayan ja doch noch einmal zu sehen. Doch da war nichts mehr.

Am liebsten hätte ich Vater und Mutter gleich erzählt, was ich gesehen hatte. Es war doch ein gutes Zeichen, oder nicht? Und sie könnten wieder Hoffnung haben, endlich wieder lachen. Doch ich wusste, sie würden mir nicht glauben. Ich hatte nur wieder den Kopf in den Wolken. Und selbst wenn sie mir glauben würden, dürfte ich ihnen trotzdem nicht davon erzählen – es wäre ein Verbrechen, da war ich mir sicher. Niemals würden sie mir verzeihen, wenn es dann doch nichts zu bedeuten hatte. Wenn ich ihnen wieder eine falsche Hoffnung machen würde. Das musste mein Geheimnis bleiben.

Als ich in den Weg zu unserem Haus einbog, wehte ein kräftiger Wind durch Hafun. Der heiße Staub und der Sand der Straße brannten in meinem Gesicht. Jeder Schritt schien mir länger und schwerer zu sein als der ganze restliche Weg zur Schule. Langsam arbeitete ich mich die Straße herauf, vorbei an den Holzhäusern, in denen die meisten hier wohnten. Wir

waren eine von drei Familien im Ort, die ein Haus aus Stein und Beton gebaut hatten. Der Geruch von Rauch aus den Feuerstellen drang aus den Häusern und vermischte sich mit dem Sand in der Luft. Es war der Geruch meiner Straße: Der Rauch, der Sand, der Staub und die Gewürze. Es brannte in meinem Gesicht, also schloss ich die Augen und drehte den Kopf zur Seite. Da war ein Lachen im Wind. Es war deutlich zu hören und es kam aus unserem Haus. Träumte ich schon wieder? Vermutlich war auf dem Schiff ja auch niemand gewesen. Das Schiff selbst war ja schon nicht echt. Und Lachen in unserem Haus? Das konnte nicht sein. In unserem Haus wurde nicht gelacht. Schon seit einer Woche nicht. Doch je näher ich kam, desto lauter und deutlicher konnte ich es hören. Es waren viele Stimmen zu hören, lautes Lachen und Gläser, die klirrten. Da war Vaters Stimme, das konnte ich jetzt genau erkennen, und Amina quiekte, so wie sie es tat, wenn ich sie kitzelte. Das war keine Einbildung. Diesmal nicht. Ich lief schneller. Was ging bei uns zu Hause nur vor sich? Als ich um die Ecke bog, konnte ich nun sehen, dass vor unserem Haus die Kinder aus dem Dorf aufgeregter herumsprangen. Die Frauen standen auch davor und diskutierten laut.

»Unglaublich!«, hörte ich Vater lachen, als ich zur Tür hereinkam und meine Tasche in die Ecke warf. Ich stürmte in die Küche und begrüßte Mutter.

»Was ist denn hier los?«, fragte ich.

»Geh schon ins Wohnzimmer«, sagte sie gut gelaunt, während sie an der Feuerstelle Tee kochte, »und schau selbst nach!«

Normalerweise würde ich zuerst die Hose ausziehen und mir den Macawis umwickeln – ich mochte Hosen nicht so

sehr, denn sie waren viel zu warm und eng. Doch wenn man in die Schule ging, musste man Hosen tragen. Für einen Hosenwechsel war jetzt aber keine Zeit. Gespannt lief ich ins Wohnzimmer. Auf dem Boden saß Amina, auf den Stühlen und dem Sofa saßen die Männer aus dem Dorf. Sie alle hörten zu, was Vater zu sagen hatte – Vater und ein Mann, der beinahe wie mein Bruder Aayan aussah.

Stärker und größer war er. Er trug eine hellbraune Stoffhose, ein weißes, gebügeltes Hemd, und seine nackten Füße steckten in Leinenschuhen. Eine goldene Armbanduhr glänzte am Handgelenk, und an jeder Hand trug er drei große, goldene und silberne Ringe. Das war nicht mein Bruder, wie ich ihn kannte, aber er war es. Er war tatsächlich zurück und machte eine heile und glückliche Familie aus uns, indem er einfach am Wohnzimmertisch saß, auf dem Platz, an dem er früher immer gesessen hatte. Indem er den Tee trank, den Mutter hereinbrachte. Indem er ... einfach wieder da war. Ich konnte es nicht glauben und riss die Augen weit auf, so als könnte er gleich wieder verschwinden, wenn ich sie schlosse. Ich musste sicher sein, dass ich nicht wieder träumte.

»Geedi! Was schaust du mich denn so an?« Die Männer hatten mich jetzt bemerkt, und Aayan sprang vom Sofa auf.

»Ist das zu glauben?«, rief Vater. »Es ist wirklich wahr!«

Aayan riss mich an sich und hob mich in die Luft. »Mensch, Geedi, du kleiner Kameltreiber!«, rief er. Erst jetzt begriff ich und konnte mich bewegen. Meine Arme flogen um seinen Körper und pressten ihn so fest an mich, als könnte ich mich

in ihn hineindrücken, damit wir eins würden und nichts auf der Welt uns wieder trennen würde.

Tränen flossen mir über das Gesicht, verschmierten sich mit dem Staub der Straße, und Aayan wischte mir mit seinen großen Händen über die Wangen, als er mich wieder abgesetzt hatte.

»Ach, Geedi, das ist doch schön, wieder bei euch zu sein. Was gibt es denn da zu weinen?«

»Gar nichts«, sagte ich nur und drückte ihn noch einmal an mich. »Seit wann ... wo warst du denn ... wie ...?« Ich wusste nicht, was ich ihn zuerst fragen wollte. Siebzehn Mündler hätte ich gebraucht, um alle Fragen gleichzeitig zu stellen. Vier Jahre hätte ich gebraucht, um zu erfahren, wie es ihm ergangen war. Und das Maul eines Hais hätte ich gebraucht, um ihn zu fragen, warum er uns allen nur so großen Kummer bereitet hatte. Sicher schrieb man nicht am Wochenende mal einen Brief, wenn man Pirat geworden war, das wusste ich schon. Aber in vier Jahren hätte Aayan uns doch wenigstens ein einziges Mal ein Zeichen senden können, dass er lebte und dass es ihm gut ging. Mutter und Vater hatten mir so sehr leidgetan, und nun freuten sie sich auch so sehr wie ich.

Den ganzen Abend erzählte Aayan von seinen Erlebnissen. Die Männer hörten zu, sie fielen ihm ins Wort, erzählten ihre eigenen Geschichten aus Hafun, die natürlich viel langweiliger waren, die niemand hören wollte. Doch die älteren Männer, die im Dorf großes Ansehen genossen, hatten das Recht, auch ihre Geschichten zu erzählen. Also hörten wir geduldig zu. Amina und ich saßen still auf dem Boden. Auf der

Ecke unseres Teppichs saß ich, strich mit der Hand über die kühlen, blauen Bodenkacheln und wartete artig, bis die Männer fertig waren und Aayan endlich weitererzählte. Zu gern hätte ich auch etwas gefragt. Jede seiner Geschichten hätte ich am liebsten sofort mit Amina diskutiert. Doch wir Kinder hatten still zu sein, wenn wir die Geschichten der Männer hören wollten – Vater hätte mich sofort hinaus zu den Frauen in die Küche geschickt, wenn ich hineingerufen oder sogar selbst etwas erzählt hätte. Also lauschten wir gespannt, bis es Zeit wurde, schlafen zu gehen.

Ich hatte Vater angefleht und angebettelt, morgen nicht in die Schule gehen zu müssen. Den ganzen Tag wollte ich mit meinem Bruder am Meer verbringen. Aber als Aayan selbst erklärte, dass nichts wichtiger wäre, als etwas zu lernen, und dass ich doch wüsste, wie schwer Mutter und Vater arbeiteten, damit ich die Schule besuchen konnte, und als Mutter und Vater dann noch streng nickten, musste ich nachgeben. Der Nachmittag sollte aber nur uns beiden gehören, das versprach Aayan mir, bevor ich mich in mein Bett legte und mir fest vornahm, ganz schnell ganz viel zu schlafen, denn im Schlaf ging die Zeit gerade schnell genug vorbei. Auch morgen in der Schule würde ich schlafen.

Als ich am Morgen aufwachte, schlich ich sofort durch das Haus. Ich musste sicher sein, dass Aayan wirklich da war, dass ich den ganzen Tag gestern nicht geträumt hatte. Doch es war kein Traum gewesen. Aayan lag auf einer Matte und schlief mit offenen Augen. Warum schlief er nur mit offenen Augen?

Gerade als ich mich herumdrehen und gehen wollte, zwinkerte er mir zu. Das glaubte ich zumindest. Vielleicht musste er zwischendurch nur die Augen schließen, damit sie nicht austrockneten. Doch ich war ziemlich sicher, dass es nur ein Auge war, das sich schloss.

Der Tag in der Schule war bald herumgebracht. Nach der letzten Stunde lief ich sofort los – ich hatte keine Sekunde zu verlieren. Und auch Aayan nicht. Er wartete schon am Strand auf mich, als ich ganz außer Atem und nass geschwitzt an der Stelle ankam, an der ich gestern schon von ihm geträumt hatte. Dasselbe weiße Hemd trug er. Erst jetzt fiel es mir auf. Auch die Hose, seine Schuhe – ungefähr so hatte er gestern im Traum meinen ersten Fisch mit mir gefangen, und ungefähr so hatte der Mann auf der Yusra ausgesehen.

»Du musst dich erst einmal ein wenig abkühlen, glaube ich«, sagte Aayan lachend, als ich mit schweißnassem Kopf vor ihm stand, nach Luft schnappte und mir selbst nicht trauen mochte. Es konnte unmöglich alles wahr gewesen sein, was ich gestern gesehen hatte. Doch ich hatte es gesehen, und nun war Aayan zurück. Bevor ich weiter darüber nachdenken konnte, packte er mich, warf mich über seine Schulter und trug mich ins Meer, um mich weit ins Wasser zu werfen. Das tat gut, denn das kühle Wasser machte mich wach. Das hier war echt.

»Schwer bist du geworden«, lachte Aayan, als ich wieder auftauchte.

»Stark bist du geworden«, sagte ich, als ich wieder an Land kam und wir uns in den Sand setzten. »Und du hast ja eine Narbe über deinem Auge!«



»Das gehört wohl dazu«, er hob die Schultern und sah hinaus auf die zwei großen Toten.

Eine Weile schwiegen wir, doch schließlich musste ich ihn fragen: »Warum hast du uns nicht wenigstens ein Mal wissen lassen, dass es dir gut geht, Aayan?«

»Das habe ich doch ... auf eine Art habe ich das«, sagte er und schaute auf die zwei Toten. Doch dann fügte er gleich hinzu: »Mehr war nicht möglich.«

»Warum nicht?«

»Weil ich sonst nicht hier wäre. Frag nicht weiter. Es ging nicht.«

Natürlich war ich nicht zufrieden mit dieser Antwort. Ich hätte eine Erklärung verdient, dachte ich, doch Aayan klang so klar, so wütend und leise, dass ich mich damit zufriedengeben musste. Er sagte, es ging nicht, und ich glaubte ihm.

»Warst du das?«, fragte ich nach einer Weile.

»Was war ich?«

»Na, das!« Ich zeigte auf die Stelle, an der der große, blaue Tote gelegen hatte.

Aayan zögerte eine Zeit lang, dann rutschte er durch den Sand ein wenig näher zu mir heran und flüsterte: »Verrate es niemandem, aber ja, das ist meine List.«

»Was für eine List ist das denn, ein Schiff hier auflaufen und wieder verschwinden zu lassen?«, fragte ich.

»Glaub mir, es ist eine gute List.« Ich schaute ihn an und dann wieder hinaus auf das Meer. Das blaue, rostige Ding war jetzt nicht nur ein Schiff, sondern auch eine List.

»Darf ich es Amina erzählen?«

»Du darfst es niemandem erzählen. Wirklich niemandem!«  
Aayan blickte mich finster und beinahe erschrocken an.

»Versprochen«, sagte ich aufgeregt. Ich wollte gern noch viel mehr von seinem Leben als Pirat hören. Doch Aayan war nicht so recht überzeugt, dass mir der Ernst der Sache klar war. Fest griff er meinen Arm, zog mich noch ein wenig näher zu sich heran und schaute mir streng in die Augen: »Ich sage es dir noch einmal deutlicher, Geedi: Wenn jemand erfährt, dass du etwas darüber weißt, ist das furchtbar.«

»Wie furchtbar?« Er hatte recht: Mir war wirklich nicht klar, wie ernst es ihm war, dass ich dieses Geheimnis für mich behielt. Ich wollte nur, dass er weitererzählt. Er schaute nervös auf die See, kaute mit den Zähnen, dann sah er mir erneut in die Augen und zog mich dicht an sich heran. »Wenn jemand davon erfährt, Geedi«, flüsterte er mir leise ins Ohr, »dann kommen sie zu dir und schneiden dir einen Finger ab. Und dann noch einen, bis du ihnen gesagt hast, was du weißt. Und wenn du keine Finger mehr hast, machen sie mit deinen Zehen weiter.«

Ich schluckte.

»Aber ... ich weiß doch gar nicht, was deine List ist.«

»Siehst du, das meine ich. Und deswegen tust du gut daran, absolut niemandem davon zu erzählen.«

Ich nickte, und Aayan sah mich mit einem Blick an, den ich an ihm noch nicht kannte. Seine Augen waren zwar weich, so als würden sie sagen, dass sie es gut meinten, doch gleichzeitig waren sie eine Drohung. Als er in meinem Gesicht sehen konnte, dass ich ihn wirklich verstanden hatte, fasste er es mit beiden Händen, lachte, dann zog er mich an sich und

schaute wieder auf die leere Stelle zwischen den zwei großen Toten.

»Ein schönes Schiff ist die Yusra, findest du nicht?«, fragte er.

»Ja«, sagte ich, »sie ist wichtig. Das sieht man.«

Aayan lächelte und nickte.

»Sag mal«, fragte ich ihn dann, »warst du neulich auf der Yusra?«

»Nein, war ich nicht.« Aayan schaute mich verdutzt an.

»Warum fragst du?«

»Ach, es ist nichts«, sagte ich und schaute schweigend auf die Stelle, an der der große, blaue Tote nun nicht mehr lag.

»Wenn ich einmal Pirat bin, werde ich auch eine List haben.«

»Nur eine? Das wird nicht reichen.«

»Na ja«, sagte ich, »für den Anfang vielleicht.«

»Für den Anfang?«, sagte er und lachte laut, »Anfang gibt es nicht. Anfänger sind die, die eine Kugel im Kopf haben oder noch schlimmer, die in Hamburg, in Europa, in einer Zelle sitzen und auf ihren Prozess warten. Wenn du Anfänger sein willst, Geedi, dann hast du schon verloren, noch bevor du angefangen hast.«

Ich staunte. So hatte ich mir das nicht vorgestellt, was Aayan von den Piraten zu erzählen hatte. Vielleicht wollte er nicht, dass ich auch einmal Pirat werde. Aber es war doch auch aufregend, ein Pirat zu sein, dachte ich, und ich wollte mich von ihm jetzt nicht abschrecken lassen.

»Hast du den großen Nidar schon einmal getroffen?«, fragte ich also.

»Den großen Nidar?«, fragte er verwundert. »Nein, den habe ich nicht getroffen, und ich werde ihm ganz sicher niemals die Hand reichen.«

Dann zog Aayan einen großen, goldenen Siegelring von seinem linken, kleinen Finger ab.

»Gib mir deine Hand«, befahl er. Ich hielt sie ihm hin und er steckte mir den Ring auf den Zeigefinger.

»Du bist auch Pirat, weißt du?«, sagte er. »Denn in Somalia sind wir alle Piraten. Dafür musst du gar kein Schiff haben. Ob du in Puntland die Clans mit Festessen versorgst, ob du bei der Armee in Mogadishu kämpfst oder bei den Rebellen der Al Shabaab. Ob du vier Ziegen und drei Hühner hast oder ob du Taschendieb bist. Als Kind Somalias ist es dein Schicksal, dass du immer das Falsche tust, obwohl es das Richtige ist. Und du tust das Richtige, obwohl es das Falsche ist. Es ist falsch, Pirat zu sein und andere zu bestehlen. Und doch bin ich Pirat geworden, weil die, die ich bestehle, uns unsere Zukunft geraubt haben und weil es das Richtige ist, sich zurückzuholen, was andere einem genommen haben. Ich tue das Falsche, weil ich das Richtige tue.«

Ich schaute ihn verwundert an.

»Es gibt kein Richtiges, das du tun kannst«, erklärte er weiter, als er merkte, dass ich nicht verstand, was er damit meinte. »Kein Richtiges, so sehr du dich auch bemühst. Vielleicht ist das in den anderen Ländern der Welt auch so, aber weißt du? Sie nennen Somalia ›das gescheiterte Land‹. Es ist das zum Scheitern verurteilte Land. Es ist das Land, aus dem man das Richtige verjagt hat. Darum können wir alle immer nur das Falsche tun, und das macht uns alle überall zu Piraten.«

Ich verstand noch immer nicht so recht, was Aayan damit meinte, doch mir gefiel, dass er sich trotz allem wenigstens bemühte, das Richtige zu tun, auch wenn es aussichtslos schien. Das konnte ich in seinem Gesicht sehen, wenn ich die Augen beinahe ganz schloss. Stolz schaute ich auf den Siegelring an meinem Finger. Ich war also auch ein Pirat, so einfach war das.

Auf dem Weg nach Hause schlenderte Aayan gelassen neben mir her, und ich merkte noch einmal, wie sehr er mir die ganze Zeit gefehlt hatte.

»Bleibst du denn jetzt für immer bei uns?«, fragte ich, obwohl ich schon ahnte, was er antworten würde. Ich konnte es fühlen: Aayan war zu Besuch hier, er war nicht gekommen, um zu bleiben. Und ich sah es schon daran, dass er auch heute noch seine Hose trug. Wenn wir zu Hause waren, trugen wir immer die Macawis – Hosen waren nur etwas für geschäftliche Angelegenheiten, wenn ich in die Schule ging oder Vater in die Stadt zum Arbeiten fuhr.

»So, wie es aussieht, muss ich bald wieder gehen«, sagte er, »ich weiß noch nichts Genaues, aber wahrscheinlich werde ich heute Nacht abgeholt.«

»Und wolltest du, dass ich morgen früh aufwache und merke, dass du fort bist? Schon wieder? So wie damals?« Ich schlug ihn auf den Oberarm, so fest ich nur konnte. Wütend war ich. Nicht, weil mein großer Bruder so bald wieder gehen würde. Das hatte ich schon gesehen und es machte mich traurig. Wütend war ich, weil er in mir noch immer den elfjährigen Geedi sah, dem man die Wahrheit nicht sagen konnte.

Aayan sah meine Wut und verstand: »Du bist nicht mehr der kleine Bruder, den ich einmal hatte. Entschuldige.«

In der Nacht wollte ich kein Auge zumachen. Aayan sollte auf keinen Fall einfach wieder verschwinden. Wenn sie ihn abholten, wollte ich da sein und ihn noch ein letztes Mal halten. Am liebsten wäre ich mit ihm gegangen, denn ich war doch jetzt auch ein Pirat. Ich betrachtete den Ring an meinem Zeigefinger, drehte ihn eine Weile hin und her, doch dann schlief ich ein. Plötzlich aber, mitten in der Nacht, knallte etwas und ich schreckte auf.

»Aayan, jetzt rei dich zusammen!«, hörte ich Vater zischen.  
»Die Kinder schlafen doch«, flüsterte er.

»Dann gehen wir raus«, sagte Aayan.

Die Tür öffnete sich, und die zwei waren weg. Ich sprang aus dem Bett, zog mir schnell eine Hose an und folgte ihnen. Hinter der kleinen Mauer versteckte ich mich und versuchte zu verstehen, was sie besprachen. Sie waren zu weit weg, doch es sah so aus, als würden sie streiten. Heute Nachmittag und gestern waren wir noch glücklich gewesen, und nun stritten sie sich. Das ergab keinen Sinn. Bald drehte Vater sich weg und ging zurück ins Haus. Aayan aber nahm sein Handy aus der Hosentasche, ging ein Stück in die Dunkelheit und telefonierte. Also schlich ich zurück in mein Zimmer. Es konnte nicht mehr lange dauern, bis sie ihn abholen würden.

Eine Stunde, vielleicht auch zwei, lag ich wach, hielt mir den Ring vor das Gesicht und drehte ihn zwischen meinen Fingern. In dem Siegel war ein Anker, um den sich ein Tau

rankte. Der Hintergrund bestand aus Linien, und ich wusste nicht, ob es nur Linien waren oder ob es Wellen sein sollten. Das Licht des Mondes spiegelte sich in dem Ring, in meinem Ring, und er glänzte wie ein neuer Tag, wie eine neue Welt, von der ich noch keine Vorstellung hatte. Ich war auch ein Pirat – das hatte Aayan heute gesagt. Doch er würde mich niemals mitnehmen, dachte ich. Ich brauchte ihn gar nicht erst zu fragen. Dass ich in die Schule gehen sollte, würde er sagen, und dass ich noch viel zu klein wäre, um ein richtiger Pirat zu sein. Das hatte keinen Zweck. Er hatte mir ja klar genug erklärt, wie hart das Leben als Pirat war. Doch er wollte mich abschrecken, dachte ich, mich von meinen dummen Gedanken befreien. Als ob ich das nicht merken würde. Natürlich hatte ich das gemerkt.

Dann hörte ich auf der Straße Motorgeräusche. Langsam kamen sie näher, also schaute ich aus meinem Fenster und sah, wie ein alter Nissan Patrol den Weg zum Haus hinaufgefahren kam. Aayan stand am Rand des Weges und schien ihn zu erwarten. Die Scheinwerfer des Pick-ups waren ausgeschaltet, während er sich langsam näherte und neben Aayan zum Stehen kam.

»Es kann losgehen«, sagte er dem Fahrer leise durch das offene Seitenfenster.

»Said muss noch mal pissen«, sagte der Fahrer. Der Mann auf dem Beifahrersitz hob die Schultern, dann stieg er aus und verschwand hinter unserem Haus. Sie waren beide gar nicht so alt, gerade zwanzig Jahre vielleicht. Das überraschte mich – ich hatte immer gedacht, Piraten wären älter. Andererseits war Aayan ja auch erst zwanzig Jahre alt.

»Beeil dich«, flüsterte Aayan Said hinterher.

»Ich mach ja«, zischte es hinter der Hauswand.

Unwirklich war alles, so wie man manchmal träumt, man hätte geträumt und wäre aufgewacht, und dann folgt nur der nächste Traum, in dem alles wieder wie von alleine und von vorn beginnt. Ein Traum im Traum. Genau so stand ich jetzt in meinem Zimmer, hatte meine Hose an und mein gutes Hemd. Den Siegelring hielt ich eben noch fest in der Hand, und schon steckte er auf meinem Zeigefinger. Eben noch stand ich in meinem Zimmer, schon schaute ich hinter der Hausecke auf die Straße, auf Aayan und das fremde Auto. Der Motor des Patrol startete, und ich beobachtete, wie er vor der kleinen Steinmauer wendete, auf der ich vorgestern noch mit Vater gesessen hatte. Als der Wagen sich langsam in Bewegung setzte, lief ich gebückt auf die Straße und gerade bevor er beschleunigte, erreichte ich die Ladefläche. An einem großen Kanister zog ich mich auf den Wagen, lag nun zwischen weiteren Kanistern, Seilen und einer Leiter hinten auf dem Pick-up. Langsam begriff ich, was ich getan hatte. Was wie im Traum geschehen war, wurde nun wirklich, als ich mich herumdrehte, auf den Bauch legte und den Kopf in meine Hände stützte. Mit weit geöffneten Augen schaute ich über die Kante der Ladefläche zurück: Auf das Haus meiner Eltern, die Mauer davor, das Zimmer, in dem Mutter mir Geschichten erzählt hatte, Amina, die fest schlief, die Lichter Hafuns – sie alle wurden kleiner und kleiner, bis sie nur noch winzige, leuchtende Punkte waren und schließlich ganz in der Dunkelheit verschwanden.